

Über die Autorin:

Amanda Knox wurde am 9. Juli 1987 in Seattle, Washington, geboren. Ab Herbst 2007 war sie an der Ausländeruniversität in Perugia immatrikuliert, wo sie bald darauf in den Mordfall Meredith Kercher verwickelt und des Mordes für schuldig befunden wurde. Seit ihrem Freispruch im Jahr 2011 lebt sie wieder in Seattle und arbeitet als Journalistin. An dem Berufungsverfahren in Florenz im Jahr 2014, das mit einem erneuten Schuldspruch und der Verurteilung zu mehr als 28 Jahren Haft endete, nahm sie nicht teil.

Amanda Knox

Zeit, gehört zu werden

Aus dem Amerikanischen von
Marion Balkenhol, Sabine Hedinger
und Peter Robert

KNAUR 

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel
»Waiting to be Heard« bei HarperCollins, New York.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Vollständige Taschenbuchausgabe Mai 2015
Knaur Taschenbuch

© 2013 Amanda Knox
© 2013 der deutschsprachigen Ausgabe Droemer Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knaur GmbH & Co. KG
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Übersetzung und Redaktion: Vielen Dank an Christa Prummer-Lehmair
und Heide Horn für die Unterstützung
Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Coverabbildung: Yolanda Perez
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-78620-8

2 4 5 3 1

Für meine Familie

Inhalt

Prolog.....	9
-------------	---

Erster Teil

1	April–August 2007, Seattle, USA.....	13
2	30. August – 1. September 2007, Italien.....	24
3	September 2007, Perugia, Italien.....	33
4	Oktober 2007.....	47
5	25. Oktober – 1. November 2007.....	59
6	Vormittag des 2. November 2007, erster Tag.....	73
7	Nachmittag des 2. November 2007, erster Tag.....	86
8	3. November 2007, zweiter Tag.....	94
9	4. November 2007, dritter Tag.....	107
10	5. November 2007, vierter Tag.....	113
11	Morgen des 6. November 2007.....	135
12	Abend des 6. November 2007.....	153
13	7. November 2007.....	164
14	8.–9. November 2007.....	174

Zweiter Teil

Capanne I

15	10.–13. November 2007.....	185
16	9.–14. November 2007.....	193
17	15.–16. November 2007.....	209
18	10.–29. November 2007.....	218
19	18.–29. November 2007.....	231
20	Dezember 2007.....	241

21	Januar–Mai 2008	253
22	Juli–September 2008	271
23	18. September–28. Oktober 2008	283
24	Oktober–Dezember 2008	296
25	Januar–März 2009	300
26	März–Juli 2009	324
27	1. September–9. Oktober 2009	339
28	10. Oktober–4. Dezember 2009	357
29	4. Dezember 2009	377

Dritter Teil
Capanne II

30	Dezember 2009 – Oktober 2010	385
31	November–Dezember 2010	404
32	11. Dezember 2010 – 29. Juni 2011	417
33	29. Juni 2011	436
34	30. Juni – 2. Oktober 2011	441
25	3. Oktober 2011	451
	Epilog	461
	Nachtrag und Dank	473
	Bildnachweis	476

Prolog

4. Dezember 2009,
Perugia, Italien

Als ich den alten Gerichtssaal von Perugia betrat, in dem seit Jahrhunderten Urteile ergingen, betete ich im Stillen, die Tradition der Gerechtigkeit möge mich jetzt beschützen. Ich warf einen Blick auf das große Kruzifix an der Wand oberhalb der Richterbank. Wachen mit blauen Mützen nahmen mich in ihre Mitte und schoben mich vorwärts. Der Raum war überfüllt mit Polizisten, Anwälten und Journalisten, aber es herrschte nervtötende Stille. Merediths Familie sah ich nicht. Allerdings meine Mutter, meinen Vater, meine Stiefmutter, meinen Stiefvater, Deanna – sie alle standen an einer Seite und gaben mir mit Lippenbewegungen zu verstehen: »Ich hab dich lieb.« Meine anderen Schwestern waren zu jung und durften nicht in den Gerichtssaal; sie warteten aber draußen vor den Doppeltüren auf mich.

Die Ungerechtigkeit war endlich – fast – vorbei.

Vier Minuten nach Mitternacht erklang eine Glocke, und die Gerichtsdienerin verkündete: »*La corte.*«

Die Richter in schwarzen Roben und die Schöffen mit ihren Schärpen in den italienischen Nationalfarben Rot-Weiß-Grün traten feierlich durch die Tür. Sie blickten streng über unsere erwartungsvollen Gesichter hinweg, während sie an ihre Plätze gingen.

Ich stand zwischen meinen beiden italienischen Anwälten, griff nach der Hand des Größeren – des Mannes, der mir in all den Monaten immer wieder gesagt hatte: »Nur Mut, Amanda, den brauchen Sie. Wir erledigen den Rest.«

Ich holte tief Luft, als der Richter das Blatt Papier in die Hand

nahm und mit ruhiger, monotoner Stimme die Paragraphen vortrug, gegen die ich verstoßen hatte.

Jemand hinter mir jammerte: »Nein!«, eine Sekunde bevor ich den Richter »*colpevole*« sagen hörte – »schuldig«. Zitternd schmiegte ich mich an die Brust meines Anwalts, der seinen kräftigen Arm um mich legte. Das Blut pochte mir in den Ohren. Ich stöhnte immerzu: »Nein, nein, nein.« Ich dachte, *das ist unmöglich, das kann nicht sein, das ist ein Albtraum, das kann nicht wahr sein, es ist ungerecht, einfach ungerecht*. Überall waren Menschen, die lautstark für oder gegen mich Partei ergriffen. Hände streckten sich nach mir aus, berührten mich – ich wusste nicht, wem sie gehörten. Über all den Lärm und das Durcheinander hinweg hörte ich meine Schwester und meine Mutter schluchzen.

Meine Beine wollten mich nicht mehr tragen. Die Wachen hielten mich unter den Achseln aufrecht und schleiften mich aus dem Gerichtssaal. Im Chaos meiner zerschmetterten Welt hörte ich nicht, wie der Richter mich zu sechsundzwanzig Jahren verurteilte.

Aus. Aus und vorbei.

Erster Teil

1

*April–August 2007,
Seattle, USA*

Meine Mutter saß neben mir in unserer Lieblingsnische. Mein Vater nahm uns gegenüber Platz.

»Worum geht's denn?«, fragte er.

Ich konnte kaum glauben, dass wir drei wirklich dort zusammensaßen. Mit meinen Eltern Salat zu essen klingt nicht gerade nach einer großen Sache, aber für mich war es das. Beiden dürfte höchst unbehaglich zumute gewesen sein. Ich war neunzehn, und soweit ich mich erinnern konnte, hatte ich meine Eltern nie am selben Tisch sitzen, geschweige denn gemeinsam eine Mahlzeit einnehmen sehen. Ich war ein Jahr alt gewesen – meine Mutter war gerade mit meiner Schwester Deanna schwanger –, als sie und mein Vater sich trennten. Seitdem hatten sie nur selten miteinander gesprochen, nicht einmal am Telefon. Der Beweis dafür, wie sehr sie mich beide liebten, war dieses Wiedersehen im *Eats Market Café* in West Seattle. Meine Mutter zupfte an ihren Fingernägeln. Mein Vater gab sich geschäftsmäßig. Ihr Lächeln galt ausschließlich mir.

Wie meine Eltern ihre Scheidung handhabten, war der beste Beleg dafür, wie sehr sie Deanna und mich liebten. Sie kauften sich Häuser, die nur zwei Straßen voneinander entfernt lagen, um uns die Vorteile einer Zweielternfamilie zukommen zu lassen und uns nie das Gefühl zu geben, zwischen ihnen hin- und hergerissen zu werden. Nie habe ich kritische Töne des einen über den anderen gehört. Füreinander aber waren sie unsichtbar, entweder durch zwei Häuserblocks oder zwei Reihen bei einer Theatervorstellung in der Schule getrennt. Beide feuer-

ten mich bei Fußballspielen vom Spielfeldrand an, eine Pufferzone aus anderen Eltern zwischen sich.

Die dauerhafte Trennung bedeutete, dass ich meine Neuigkeiten immer zweimal mitteilen musste. Diesmal hatte ich meine Eltern jedoch an einen Tisch gebracht und ihnen damit auf meine Art gesagt: Das ist bis jetzt die wichtigste Entscheidung meines Lebens. Es war ein Trommelwirbel, damit sie merkten, dass ich bereit war, auf eigenen Füßen zu stehen.

Wie immer ging ich zuerst zu meiner Mutter. Sie ist ein Freigeist und glaubt, wir sollten unseren Eingebungen folgen. Als ich ihr erzählte, dass ich gerne in Italien an der Ausländeruniversität Perugia studieren wollte, sechstausend Meilen von zu Hause weg, lautete ihre nicht weiter überraschende Antwort: »Nur zu!«

Meine Mutter, die in Seattle aufwuchs, ist in Deutschland geboren, und meine Großmutter, die Oma, sprach oft deutsch mit Deanna und mir, als wir klein waren. Erst zu Beginn meines Studiums wurde mir klar, dass ich sprachbegabt bin, und ich spielte mit dem Gedanken, Übersetzerin zu werden. Oder Schriftstellerin. Als es Zeit wurde zu entscheiden, wo ich mein Junior Year verbringen sollte, dachte ich zunächst an Deutschland. Letzten Endes entschied ich mich jedoch dafür, eine Sprache und ein Land eigener Wahl zu finden – ein Land, das meine Familie noch nicht mit Beschlag belegt hatte. Ich war mir sicher, das würde mir helfen, eine eigenständige Erwachsene zu werden.

Deutschland wäre die sichere Seite gewesen, doch Sicherheit war nicht mein Thema. Ich strebte nach Unabhängigkeit und baute auf mein Verantwortungsgefühl, auch wenn ich manchmal meine Entscheidungen eher aus dem Bauch heraus als auf rationale Weise traf – und manchmal waren sie falsch.

Wenn ich wirklich Übersetzerin werden wollte, wären Spanisch oder Französisch eine bessere Wahl gewesen als Italienisch. Aber Spanisch nahmen alle, und mit dem Französischen fühlte ich mich nicht verbunden. Meine Begeisterung für die

italienische Kultur reicht zurück in die Mittelstufe, als ich Latein lernte und etwas über die römische und italienische Geschichte erfuhr. Sie wurde noch gesteigert, als ich im Alter von vierzehn Jahren mit meiner Mutter und ihrer Familie für zwei Wochen nach Europa reiste. Oma, Tanten, Onkel, mein Stiefvater, Deanna und ich zwängten uns in zwei Kleinbusse; wir fuhren durch Deutschland und Österreich, um Verwandte zu besuchen und in München zum Oktoberfest zu gehen, bevor wir uns Richtung Süden nach Italien begaben, um uns Pisa, Rom, Neapel, Pompeji und die Amalfiküste anzusehen. Die Geschichte wurde mit Händen greifbar, als wir das Kolosseum in Rom und die Ruinen von Pompeji besichtigten.

Ich weiß noch, dass ich meine Familie auf Verschiedenes hinwies und jede Menge halbverdaute Wissensbröckchen wiederkäute, sodass sie mir den Spitznamen »Fremdenführerin« gaben. Ich war bezaubert von den schmalen Pflasterstraßen und den im Boden verwurzelten Gebäuden, die so ganz anders waren als das, was ich aus Seattle gewohnt war. Die Anschläge auf das World Trade Center hatten sich gerade anderthalb Monate vorher ereignet, und alle Italiener, die wir kennenlernten, zeigten sich warmherzig und mitfühlend. Am Ende war Italien für mich ein gastfreundliches Land, reich an Kultur und Geschichte.

Als Studentin am College hatte ich mich für den Grundkurs Italienisch eingeschrieben. Als ich dann feststellte, dass die University of Washington ein Seminar »kreatives Schreiben« in Rom – noch dazu auf Italienisch – anbot, kam mir das wie ein Wink des Schicksals vor. Es fasste alles zusammen, wonach ich suchte. Schritt eins war, fließend Italienisch sprechen zu lernen und mich neun Monate lang in der kleinen Stadt Perugia in die Kultur einzuleben. Dann wäre ich bereit, in Rom das Seminar zu belegen.

Nun musste ich meinen Vater davon überzeugen. Er denkt geradlinig, arbeitet im Finanzwesen und beschäftigt sich mit Zahlen und Planung. Pragmatisch und durchorganisiert, wie

er ist, würde er eine Menge Fragen haben. Daher hatte ich mich vor dem Gespräch mit Antworten gerüstet.

Außerdem lag mir noch etwas am Herzen, als ich das Essen mit beiden Eltern arrangierte. Ich wollte meinem Vater zeigen, dass ich sie beide gleichermaßen liebte. Während ich ihn bat, mir bezüglich Perugia zu vertrauen, bat ich zugleich um Verzeihung.

Nach meinen ersten beiden Jahren am College fiel es mir allmählich leichter, Dinge mit den Augen anderer Menschen zu sehen. Ich fing an, im Geist aufzulisten, wie oft ich egoistisch gewesen war. Ein großes Thema war, wie ich meinen Vater zu Teenagerzeiten behandelt hatte.

Schon als Kind verbrachte ich offiziell jedes zweite Wochenende bei ihm. Mein Vater kümmerte sich nicht um Kleinigkeiten – er überließ die alltäglichen Dinge meiner Mutter. Wenn ich eine Entscheidung zu treffen hatte, wandte ich mich an sie. Meine Mutter legte mir dann die Möglichkeiten dar und ermutigte mich, selbst zu wählen. Mein Vater war in den Prozess nicht einbezogen.

Das Haus, in dem er mit seiner zweiten Frau Cassandra wohnte, war ihr Haus, nicht meins. Als meine Halbschwestern Ashley und Delaney zur Welt kamen, wurden Deanna und ich von unserem gemeinsamen Schlafzimmer auf Ausziehsöfas im Spielzimmer umgesiedelt. Mein eigentliches Haus war das mit meinem Zimmer, meiner Schwester, meiner Mutter und ihrem zweiten Mann Chris. Da war ich mir selbst am nächsten. Meine Mutter ließ uns anziehen, was wir wollten, und im Garten Burgen bauen. An regnerischen Tagen war es Deannas und meine Aufgabe, die verirrtten Schnecken umzuleiten, die unter der Hintertür hindurch ins Esszimmer pilgerten. Mein Vater verlangte von uns, Gläser auf Untersetzer zu stellen, Filmkassetten und CDs in alphabetischer Reihenfolge einzuordnen und ausgewogene Kleidung zu tragen.

Mit vierzehn teilte ich meinem Vater mit, ich sei zu sehr mit außerschulischen Aktivitäten und Freunden beschäftigt, um

noch zu ihm zu kommen. In Wirklichkeit war mir die sperrige Kluft zwischen meinem Leben und dem meines Vaters unangenehm, daher vergrößerte ich den Abstand zwischen uns. Nun wollte ich ihn wieder verringern.

Als ich anfang, mich für Ausbildungsprogramme in Italien zu interessieren, wurde mir klar, dass mir die Unterstützung meines Vaters enorm wichtig war. Ich war mir überhaupt nicht sicher, was ich machen würde, wenn er nein sagte. Nie hatte ich eine Rolle in einem Theaterstück so intensiv geprobt wie dieses Gespräch. Ich wollte meinen Vater beeindrucken. Sobald wir Platz genommen hatten, konnte ich keine Sekunde mehr warten. Noch bevor die Kellnerin uns die Speisekarten brachte, trug ich mein Anliegen vor.

»Dad«, sagte ich, bemüht, geschäftsmäßig zu klingen, »ich würde gern für ein Jahr nach Perugia gehen, um Italienisch zu lernen. Es liegt etwa auf halber Strecke zwischen Florenz und Rom, ist aber besser als die beiden, denn ich würde dort nicht zu einer ganzen Horde amerikanischer Studenten gehören. Die Stadt ist klein, und ich werde mit ernsthaften Studenten zusammen sein. Ich werde in die Kultur eintauchen. Und alle meine Scheine werden von der University of Washington anerkannt.«

Zu meiner Erleichterung sah ich ihm an, dass er durchaus aufgeschlossen war.

Ermutigt, atmete ich einmal tief durch und fuhr fort: »Die Ausländeruniversität ist eine kleine Einrichtung, die sich ausschließlich auf das Sprachstudium konzentriert. Das Programm ist straff, und ich werde viel arbeiten müssen. Die Stunden, in denen ich nicht im Unterricht sitze, werde ich bestimmt in der Bibliothek verbringen. Einfach nur jeden Tag italienisch sprechen zu müssen macht enorm viel aus.«

Er nickte. Meine Mutter strahlte über meinen bisherigen Erfolg.

Ich machte weiter. »Ich wohne schon seit fast zwei Jahren nicht mehr zu Hause, ich habe gearbeitet, und ich habe gute

Noten bekommen. Ich verspreche, dass ich auf mich selbst aufpassen kann.«

»Ich fürchte, dass du dir zu viel zutraust, Amanda«, sagte er.
»Was ist, wenn etwas passiert? Ich kann nicht einfach anrufen oder vorbeikommen. Dort bist du auf dich allein gestellt. Es ist weit weg von zu Hause.«

Mein Vater kann witzig sein, aber wenn er in die Elternrolle geschlüpft ist, kann er so belehrend wie der Vater aus einer Sitcom klingen.

»Das ist es ja gerade, Dad. Bald werde ich zwanzig, und ich bin erwachsen. Ich weiß, wie ich mich zu verhalten habe.«

»Aber unsere Aufgabe ist es noch immer, für dich zu sorgen. Was ist, wenn du krank wirst?«

»Dort gibt es ein Krankenhaus, und Tante Dolly ist in Hamburg. Das ist nicht so weit weg.«

»Und wie teuer ist der Unterricht? Hast du die zusätzlichen Kosten bedacht, die damit zusammenhängen?«

»Das hab ich mir schon ausgerechnet. Meine Nahrungsmittel und die Sonderausgaben kann ich selbst bezahlen«, erwiderte ich. »Du weißt doch, dass ich im vergangenen Winter drei Jobs gehabt habe? Fast alles habe ich auf mein Konto eingezahlt und 7800 Dollar gespart.«

»Was brauchst du, um von A nach B zu kommen?«

»Die Universität ist direkt in der Stadt, und es gibt einen Bus«, entgegnete ich. »Und Perugia ist klein. Nur 160 000 Einwohner. Ich bin mir sicher, dass ich mich ziemlich schnell auskennen werde.«

»Wie bleibst du mit uns in Verbindung?«

»Ich kaufe mir ein italienisches Handy und bin die ganze Zeit per E-Mail erreichbar. Wir können sogar skypen.«

»Kannst du in einem Wohnheim unterkommen?«

»Nein, ich werde mir eine eigene Unterkunft suchen müssen, aber bestimmt bekomme ich ein gutes Apartment in der Nähe der Uni. Ich habe im Austauschbüro der University of Washington nachgefragt, und dort sagte man mir, die Ausländer-

universität würde mir eine Wohnungsliste aushändigen, sobald ich dort eintreffe. Ich würde wirklich gern mit Italienern zusammenwohnen, damit ich Übung in der Sprache bekomme.« Ich wusste nicht, was mein Vater davon halten würde, war mir aber ziemlich sicher, dass wir in jedem Fall wochenlang hin und her debattieren würden. Zu meiner Verwunderung sagte er ja, noch bevor ich die Gabel in die Hand genommen hatte.

»Ich bin stolz auf dich, Amanda«, sagte er. »Du hast schwer geschuftet und viel Geld gespart. Ich sehe dir an, wie viel es dir bedeutet.«

Ich wusste, dass ich nur eine von ungefähr 250 000 amerikanischen Studierenden sein würde, die im Herbst ins Ausland gingen, aber es war die folgenschwerste Entscheidung, die ich bisher in meinem Leben getroffen hatte. Und ich war unter den Menschen, die ich kannte, etwas Ungewöhnliches – die meisten meiner Studienfreunde gingen nicht ins Ausland. Ich kam mir einzigartig vor. Mutig. Ich stürzte mich kopfüber ins Abenteuer des Erwachsenwerdens. Ich würde gereift aus Italien zurückkehren, nur weil ich dort gewesen war. Und ich würde fließend Italienisch sprechen können.

In diesem Jahr in Übersee würde ich zum ersten Mal wirklich auf mich allein gestellt sein. In meinem letzten Jahr an der jesuitischen Highschool, Seattle Prep, schickten fast alle meine Freunde Bewerbungen an Colleges und Unis, die Hunderte Meilen weit von zu Hause weg waren. Manche wollten sogar an die andere Küste wechseln. Aber ich wusste, dass ich nicht reif genug war, um weit wegzuziehen, obwohl ich kein Abenteuer auslassen wollte. Ich traf eine Vereinbarung mit mir selbst. Ich würde an die University of Washington in Seattle gehen, die ich von den Häusern meiner Eltern mit dem Fahrrad erreichen konnte, und mir die Chance geben, reifer zu werden. Kurz vor dem Abschluss der Highschool hatte ich bereits angefangen, mich über Auslandsprogramme für Erstsemester zu informieren.

Die meisten aus meiner Abschlussklasse stammten aus einem gehobeneren Ambiente als ich. Sie wohnten in Bellevue, einem ausgesprochen vornehmen Vorort mit Villen am Wasser. Ihre Nachbarn waren Manager bei Boeing, Starbucks und Microsoft.

Ich bekam finanzielle Unterstützung, um die Prep besuchen zu können, und wohnte im bescheidenen West Seattle, ganz in der Nähe von meiner langjährigen Freundin Brett. Ich war immer schon die Eigenbrötlerin, die mit den düsteren Manga-Lesern abhing, den geächteten Schwulis und den Theater-Freaks. Ich belegte Japanisch und sang – laut – in den Fluren, wenn ich von einem Klassenraum zum nächsten ging.

Da ich nicht so richtig reinpasste, blieb ich mir treu, was mit ziemlicher Sicherheit dafür sorgte, dass ich auch nie dazugehören würde.

Tatsächlich hätte ich meinen Lebensstil nicht einmal dann hochgestuft, wenn ich es gekonnt hätte. Ich bin schon immer eine Sparmaus gewesen und habe nie mit Geld um mich geworfen. Ich stöbere lieber in Secondhandläden als in Designerboutiquen. Ich bin lieber mit dem Fahrrad unterwegs als in einem BMW. Doch in meinem Junior Year hatte ich meine Freunde gegen eine weniger exzentrische Clique ausgetauscht, was mir heute noch peinlich ist.

Ich bin schon immer mit fast allen gut ausgekommen. An der Highschool passierte es mir zum ersten Mal, dass sich andere über mich lustig machten oder, noch schlimmer, mich übersehen.

Ich freundete mich mit einer angesagteren Gruppe Mädchen und Jungen an, deren Zusammenhalt mich anzog. Sie zogen in Rudeln durch die Flure, aßen gemeinsam zu Mittag, hingen nach der Schule zusammen ab und kannten sich anscheinend schon ewig. Da ich mich jedoch von meinen ursprünglichen Freunden zurückzog, die mich mochten, obwohl – oder weil – ich anders war, verletzte ich sie. Und während meine neuen Freunde gern ihren Spaß hatten, trieb mich die Unsicherheit

an. Ich schäme mich, dass ich nicht den Mumm aufbrachte, zu mir selbst zu stehen – egal, was andere dachten.

Das änderte nichts daran, wer ich war. Wie die meisten Teenager war ich mir meiner Schwächen durchaus bewusst. Ich fühlte mich klobig in meiner Haut. Ich war ungeschickt mit Worten und wusste, dass ich viel zu direkt war. Ich machte Sachen, die den meisten Teenagern und Erwachsenen peinlich wären – ich ging die Straße entlang und machte Verrenkungen wie in dem Song *Walk like an Egyptian* oder wie ein Elefant –, die Kinder aber umwerfend komisch fanden. Ich machte mich zum Affen, um die Stimmung zu heben. Menschen, die mich liebten, hielten diese Verrücktheiten für reizend. Meine Familie, meine Freunde schüttelten nachsichtig den Kopf und seufzten: »So ist sie eben, unsere Amanda.«

Beim Fußball allerdings fielen die Schranken. Ich war gut, und das ermöglichte es mir immer, mich den anderen ebenbürtig zu fühlen.

Im College fand ich schließlich meinen Halt auch außerhalb des Spielfelds. Ich blieb in Kontakt mit Brett und traf mich mit einer kleinen Gruppe intelligenter, unkonventioneller Studierender an der Kletterwand der Universität und in meinem Wohnheim. Ich ging mit einem Studenten namens DJ, einem Frischluftfanatiker mit Irokesenschnitt, der einen Kilt trug. Meine Zimmernachbarin war ein Mädchen aus Colorado namens Madison. Wir wurden enge Freundinnen und bewunderten uns gegenseitig. Sie war anders als die meisten Studentinnen. Sie trieb keinen Sport, trank und rauchte nicht, ging nicht auf Partys. Madison war eine Mormonin im Zwiespalt mit ihrer Religion, Musikerin, studierte im Hauptfach Frauenforschung und Fotografie. Abends leistete ich ihr Gesellschaft in der Dunkelkammer des Campus. Sie ermutigte mich, ich selbst zu sein.

Die meisten meiner anderen Freunde waren männlich. Wir spielten Fußball, improvisierten gemeinsam auf der Gitarre, sprachen über das Leben. Wenn wir Gras geraucht hatten,

überlegten wir, was wir essen wollten – Burger, Pizza, Gyros, was auch immer –, und schlenderten durch die Gegend, bis wir fanden, was unserer Meinung nach das Beste war.

Ich wollte stärker und selbstsicherer aus Italien zurückkehren, um dann mein letztes Jahr an der University of Washington zu absolvieren. Ich wollte eine bessere Schwester, Tochter und Freundin sein. Als ich mich auf die Abreise nach Perugia vorbereitete, war mir klar, dass meine Persönlichkeit noch nicht ausgereift war. Ich wusste nicht genau, wie ich dahin gelangen sollte. Ich war hoch motiviert und umsichtig, setzte mich aber unter starken Druck, um zu tun, was ich für richtig hielt. Denn immer hatte ich das Gefühl zu versagen. Deshalb bedeutete mir die Herausforderung, allein auf mich gestellt zu sein, so viel.

Während ich überlegte, was ich in Italien brauchte – meine Kletterausrüstung, Wanderstiefel und eine Teekanne gehörten zu den wichtigsten Dingen –, kamen alte Freunde aus der Highschool und neue Freunde vom College vorbei, wünschten mir alles Gute, brachten kleine Geschenke und Scherzartikel mit.

Ich bekam ein Tagebuch, eine Gürteltasche und Teedosen. Die witzige, respektlose Brett schenkte mir einen rosafarbenen Bunny-Vibrator. Unglaublich – ich hatte noch nie einen benutzt.

»Bis du deinen italienischen Hengst triffst«, sagte Brett und überreichte ihn mir augenzwinkernd.

Ich lachte. Der Vibrator war typisch Brett. Sie machte sich gern darüber lustig, dass ich bedauerlich weit hinter allen herhinkte. In der Highschool hatte sie versucht, mich dahin zu bringen, mir die Haare zu glätten und mich zu schminken. Ich bearbeitete meine Haare und fand es okay. Beim Make-up kam ich mir jedoch vor wie eine Blenderin. Ihr neuestes Anliegen war, mich zu überreden, es doch mal mit einer schnellen Nummer zu versuchen. Dasselbe hatte ich auch schon von anderen Freundinnen gehört. Es klang ganz sinnvoll. Ich sehnte mich

danach, alle Barrieren einzureißen, die zwischen mir und dem Erwachsensein standen. Sex war eine große Sache – und davor hatte ich die meiste Angst. Ich war eine Spätentwicklerin und habe erst mit siebzehn einen Jungen geküsst. Meine Jungfräulichkeit habe ich erst zu Collegezeiten verloren. Bevor ich nach Italien ging, hatte ich mit vier Jungs geschlafen, und mit jedem hatte ich eine Beziehung, die mir viel bedeutete, auch wenn sie sich als kurzlebig erwies.

Als ich nach Italien abreiste, hatte ich beschlossen, das zu ändern. Für mich war Sex emotional, und das wollte ich nicht mehr – ich verabscheute das Gefühl, von einem anderen abhängig zu sein. Für mich sollte Sex mit Selbstbestimmung und Lust zu tun haben – und nicht mit der Frage »Mag mich dieser Mensch? Wird er mich auch morgen noch mögen?«. Ich war noch so jung zu glauben, Unsicherheit würde sich mit zunehmender Reife legen. Und ich glaubte, Italien würde mir diese Chance bieten.

Am Tag meiner Abreise stopfte ich Bretts rosafarbenen Vibrator in aller Eile und ohne weiter darüber nachzudenken in meine Kosmetiktasche aus durchsichtigem Plastik – was, wie sich herausstellen sollte, eine ganz schlechte Idee war.

2

30. August – 1. September 2007,
Italien

Anfangs fand ich es vollkommen harmlos. Meine Schwester Deanna und ich nahmen den Zug von Mailand nach Florenz. Cristiano, der neben uns saß, war ein braungebrannter, blonder Junge in ärmellosem Hemd, das seine geschmeidige, muskulöse Gestalt zur Geltung brachte. Er hatte das kantige gute Aussehen eines kalifornischen Strandgämlers und den charmanten Akzent eines Italieners – eine Kombination, die ich unglaublich reizvoll fand. Sein Englisch war noch dürftiger als mein Anfänger-Italienisch. Mit Gesten und Lächeln füllten wir die Lücke auf. Und mir wurde klar: Flirten ist eine Weltsprache.

Während wir an hellgrünen Feldern vorbeirollten, fragte ich mich, ob Cristiano mich wohl süß fand – das Wort, mit dem ich mich damals zu beschreiben pflegte. Der Sprung zu schön oder sexy war mir zu groß. Dazu müsste ich meiner Ansicht nach erst einmal zu einer sexuell selbstbewussten Frau herangewachsen sein. Ich hatte keine Ahnung, wann es so weit sein würde. Aber als ich bemerkte, dass Cristiano verstohlene Blicke in meine Richtung warf, wurde mir bewusst, dass manche Männer etwas in mir sahen, was sie begehrten.

Cristiano fuhr nach Rimini, ein für seine Discos bekannter Badeort am Meer. Deanna und ich wollten die Nacht von Donnerstag auf Freitag in Florenz verbringen und früh am Morgen nach Perugia aufbrechen. Ich war aufgeregt. Nachdem ich monatelang über Perugia gelesen hatte, sollte ich es endlich zu sehen bekommen. Deanna und ich gaben uns zwei Tage, um für mich eine Unterkunft in der Nähe der *Università per Stra-*

nieri – der Ausländeruniversität – zu suchen, wo meine Kurse am 1. Oktober beginnen sollten. Dann würde ich mit meiner Schwester den Zug nach Hamburg nehmen, um mit unseren deutschen Vettern und Kusinen Urlaub zu machen.

Mit diesem Abstecher wurde für mich eine neue Phase in meinem Leben inoffiziell angepfeifen. Ich würde mit Italienern abhängen und neue Freunde gewinnen. In einer neuen Umgebung zu sein würde meine Persönlichkeit weiter ausformen.

In Florenz stiegen wir alle aus. Deanna und ich hatten den Zwischenstopp geplant, aber Cristiano verpasste den Bus nach Rimini und bekam ein Zimmer in unserem Hotel. Wir drei setzten uns draußen hin und teilten uns eine große Portion Tomaten mit Mozzarella, eine Pizza und eine Karaffe Wein. Inzwischen war offensichtlich, dass Cristiano und ich aufeinander abfahren, und ich bin mir sicher, dass Deanna sich wie das fünfte Rad am Wagen vorkam. Sobald wir fertig waren, verkündete sie, ins Bett gehen zu wollen, und ließ uns allein. Cristiano und ich gingen Arm in Arm durch die Stadt, und plötzlich fragte er mich: »Hey, magst du einen *spinello* – Gras?«
»Jaa, hast du welches?«

Wir teilten uns einen Joint und gingen dann high und albern in sein Hotelzimmer. Ich war gerade zwanzig geworden. Das war mein erster echter One-Night-Stand. Zu Hause hatte ich meinen Freundinnen erzählt, ich könne mir nicht vorstellen, dass ich mit einem beliebigen Typen schlafen würde, der mir nichts bedeutete. Cristiano wendete das Blatt.

Wir hatten kein Kondom, daher hatten wir eigentlich keinen Geschlechtsverkehr. Aber wir knutschten und fummelten wie verrückt herum, bis mir eine Stunde später klarwurde, *ich kenne den Typen nicht einmal*. Ich sprang auf, küsste ihn noch einmal und verabschiedete mich. Ich ging hinauf in das kleine Zimmer, das ich mir mit Deanna teilte. Sie war hellwach und stand am Fenster. »Wo bist du gewesen?«, fragte sie. »Ich wusste nicht, wo du warst – ob alles in Ordnung ist.«

Sie hatte recht.

Ich versuchte es wiedergutzumachen, stand im Morgengrauen auf und rannte mit ihr durch Florenz, machte Schnappschüsse von uns beiden, wie wir auf dem Ponte Vecchio, vor Michelangelo David und am Neptunbrunnen posierten und Grimassen schnitten. Sie war halbwegs versöhnt.

Wir bestiegen den ersten Zug, der an diesem Tag nach Perugia fuhr, und kamen noch im frühen Morgendunst in meiner neuen Stadt an. Dolly, die Kusine unserer Mutter, zu der ich »Tante« sage, hatte alle Reservierungen für uns vorgenommen und uns angewiesen, einen Bus zu unserem Hotel zu nehmen. Sie hat schon immer in Deutschland gelebt und kennt sich in ganz Europa aus. Doch ich gehe gern zu Fuß, und es kam mir albern vor, einen Bus zu nehmen. Im Übrigen hatten wir keine Ahnung, welchen, und mein Italienisch war nicht gut genug, um zu fragen oder die Antwort zu verstehen. »Komm, wir laufen«, sagte ich zu Deanna. »Dann finden wir uns hier gleich viel besser zurecht.«

Das war mein zweiter Fehler in zwölf Stunden.

Das Stadtzentrum von Perugia liegt auf einem steilen Hügel, an dessen Fuß sich der Bahnhof befindet. Nach dem Anstieg über die Treppe vom Bahnsteig zum Bahnhof waren wir schon völlig außer Atem.

Ich ging davon aus, dass das Hotel nicht weit entfernt war, und als wir an einem Kiosk vorbeikamen, kaufte ich einen Stadtplan. Ich fand unser Hotel am äußersten Rand der Karte. Diese Entfernung hielt ich für machbar, obwohl wir in der spätsommerlichen Hitze Rucksäcke trugen, die mit Kleidung und Büchern gefüllt waren.

Deanna und ich überquerten die Schienen auf einer Bockbrücke, dann führte ich meine Schwester eine steile, gewundene Straße hinauf. Unterwegs bestaunten wir Zypressen, Olivenhaine, Kirchtürme und Ziegelsteinhäuser. Ich atmete die Urümlichkeit der Stadt ein. Schon hatte ich das Gefühl, als würde mir die Aussicht gehören. Bald wird mir das hier so vertraut sein wie die Space Needle in Seattle, dachte ich.

Nachdem wir uns anderthalb Stunden abgeplagt hatten, hörte der Bürgersteig unvermittelt auf. Das Gelände wurde noch hügeliger, und als wir an die Auffahrt zu einer Schnellstraße kamen, blieb uns nichts anderes übrig, als daran entlangzulaufen. Hohes, trockenes Gras zerkratzte uns die Beine, und im Nu waren wir von Mückenstichen übersät. Die Strecke erwies sich als mindestens doppelt so lang und sehr viel holpriger, als ich erwartet hatte. Die Sonne stand hoch am Himmel.

Verschwitz, elend und den Tränen nah sagte Deanna schließlich: »Amanda, das kann nicht der richtige Weg sein.« Sie legte sich auf ihren überladenen Rucksack.

»Du siehst aus wie eine Schildkröte, die auf ihrem Panzer liegt«, entgegnete ich in dem Versuch, sie aufzuheitern.

»Ich kann nicht mehr gehen«, erwiderte sie. »Was sollen wir machen?«

Noch immer war ich mir ziemlich sicher, die richtige Richtung eingeschlagen zu haben. Ich setzte mich neben Deanna und deutete auf die Karte: »Hier sind wir. Oben am Hang wird es leichter. Dann suche ich jemanden, der uns den Weg zeigt.«

Doch bevor wir oben angelangt waren, hielt ein unscheinbarer Wagen auf dem Seitenstreifen an. Der Fahrer war vielleicht ein paar Jahre jünger als mein Vater. Ich hatte keine Ahnung, was er fragte oder sagte, aber bestimmt sah er uns an, dass wir verirrte Amerikanerinnen waren. Bei den Versuchen, uns verständlich zu machen, führten wir am Straßenrand förmlich Scharaden auf. Doch zwischen seinem spärlichen Englisch und meinem mickrigen Italienisch fanden wir zwei Wörter, die wir gemeinsam hatten: »Holiday Inn«. Er deutete auf seinen Wagen, fuhr mit dem Finger über die gesamte Länge unserer Karte und bot uns eine Mitfahrgelegenheit an.

Ich bin von Natur aus vertrauensselig – meinem Vater zufolge zu sehr – und nahm einfach an, dass unser Fahrer ein anständiger Kerl war. Mal ehrlich, was blieb uns anderes übrig? Schließlich hätten wir nicht einfach kehrtmachen können. Ich war so erleichtert, jemanden zu finden, der wusste, wie er uns

zu unserem Hotel bringen konnte, dass ich mit Freuden ein Risiko einging.

»*Grazie*«, sagte ich.

Ich setzte mich auf den Beifahrersitz und übernahm das Reden. Für den unwahrscheinlichen Fall, dass er etwas Verrücktes tun würde, wäre ich der Puffer zwischen ihm und Deanna. Für mich als Älteste war das die automatische Reaktion auf eine mögliche brenzlige Situation, in die eine Schwester geraten könnte. Außerdem fühlte ich mich sicherer, wenn ich mir einbildete, alles unter Kontrolle zu haben. Rückblickend sehe ich ein, dass ich lächerlich viel ungerechtfertigtes Selbstvertrauen hatte. Warum war ich davon ausgegangen, den Weg zu einem Hotel zu kennen – in einem Land, das ich vor Jahren mal besucht hatte, in einer mir völlig unbekanntem Stadt? Ich hatte im Leben noch keine körperliche Auseinandersetzung gehabt. Was hätte ich tun können, um Deanna zu beschützen, wenn etwas schiefging?

Zum Glück hatte ich unseren Fahrer besser eingeschätzt als die vor uns liegende Strecke. Nachdem er von der Schnellstraße abgefahren war, bog er um ein paar scharfe Kurven – Straßenschilder gab es nicht –, während er sich mir zuwandte, um zu plaudern. Ich entnahm seinen Worten, dass er entweder eine Disco besaß oder uns zum Tanzen einlud. Als er fragte: »*Disco stasera?*« – »Disco heute Abend?« –, hatte ich verstanden. Zehn ermüdende Minuten lang lächelte ich und sagte: »*No.*« Als er uns an unserem Hotel absetzte, gab er sich fröhlich nach dem Motto, man kann es einem Mann schließlich nicht verübeln, wenn er es versucht.

Bis wir eingeecheckt und unsere Rucksäcke im Zimmer abgestellt hatten, waren uns vier wichtige Stunden für die Wohnungssuche verlorengegangen. Es hätte viel schlimmer kommen können. Da wir es leid waren, zu laufen, nahmen wir einen Bus zurück in die Stadt. Dort kaufte ich ein billiges Prepaid-Handy. Deanna und ich setzten uns in ein Café in der Hauptgeschäftsstraße und versuchten fünf Minuten lang, bei

dem gutmütigen *barista* einen Mokka zu bestellen (*espresso + latte + cioccolato!*). Danach durchsuchte ich Perugias Kleinanzeigen nach einer Mietwohnung, aber ohne Erfolg. Ich wurde immer nervöser. Diese Reise hatte ungünstig angefangen. Ich war nicht abergläubisch, aber ich hoffte, dass das kein Zeichen dafür war, wie mein Jahr in Italien verlaufen würde.

Deanna und ich gingen eine steile Pflasterstraße zur Universität hinunter und betraten das reich verzierte Verwaltungsgebäude. Wenn ich schon keine Bleibe auftreiben konnte, dann sollte ich doch wenigstens herausfinden, wie man sich einschreibt. Mit den Dutzenden von Fahnen, die an Masten auf dem Balkon über dem Eingang wehten, wirkte der Bau wie eine UNO-Vertretung im Kleinformat. Die Flaggen zeigten an, aus wie vielen Ländern die Studenten an dieser Universität kamen. Als wir wieder gingen, sah ich eine dünne, braunhaarige Frau, die etwas älter aussah als ich. Sie trug superkurze Shorts zu einem gelben, ärmellosen Top und klebte gerade einen Zettel an ein Holzgitter, das mit allen möglichen Notizen übersät war. Sie sah aus wie eine Studentin, und ich erblickte eine Telefonnummer auf ihrem Zettel. Ich packte die Gelegenheit beim Schopf. »Hast du eine Wohnung zu vermieten?«, fragte ich versuchsweise auf Englisch. Sie antwortete – zum Glück auch auf Englisch –, dass sie und ihre beste Freundin zwei Zimmer in ihrer Wohnung untervermieten wollten. »Wie weit ist das von hier aus?«, fragte ich.

»Gleich hier, die Straße runter – zwei Sekunden«, antwortete sie. »Willst du es dir ansehen?« Ich konnte kaum glauben, dass eine wahrscheinliche Lösung für mein größtes Problem direkt vor mir stand.

Sie hieß Laura Mezzetti, und ich mochte sie auf Anhieb. Deanna und ich folgten Laura über den von Bäumen gesäumten Platz, vorbei an einer Reihe hoher Backsteinhäuser. Wir sprinteten förmlich von einer belebten Straße in eine noch belebtere, überquerten eine Kreuzung und gelangten an ein hohes Eisentor. Laura blieb stehen und öffnete es. Wir standen vor

einer Auffahrt zu einer cremefarbenen Steinvilla mit einem Ziegeldach wie aus dem Märchen. Ich war sprachlos. Eine Villa mitten in der Innenstadt! Sie stand auf einem Hügel, der in einen reichlich verwilderten Garten hinunterführte.

»Das Obergeschoss gehört uns«, erklärte Laura. »Das Untergeschoss haben einige Jungs gemietet – Studenten.«

»Ist nicht wahr«, flüsterte ich Deanna zu. »Das ist fast schon zu perfekt.«

Laura und ihre Mitbewohnerin, Filomena Romanelli, führten uns durch die Wohnküche. Die Wohnung hatte vier Zimmer, zwei Bäder und eine Terrasse. Eins der zu vermietenden Zimmer ging zur Auffahrt hinaus und hatte nur begrenzte Aussicht auf das Tal. Das Zimmer daneben war etwas größer und hatte ein Panoramafenster mit Blick auf die Landschaft. Beide kosteten dasselbe, aber mir gefiel der kleinere Raum besser. Der hatte alles, was ich mir erhofft hatte – ein Bett, einen Schreibtisch, einen Kleiderschrank – und war gemütlich. Die Miete – 300 Euro – schien hoch, aber es war in der Nähe der Universität und eine *Villa*. Das war es mir wert.

Außerdem schien das Leben in der Via della Pergola 7 leicht zu sein, wahrscheinlich weil Laura und Filomena Unbeschwertheit ausstrahlten. »Wir gehen zur Arbeit, kommen nach Hause, schauen uns Fernsehserien an, kochen was und hängen mit Freunden ab«, sagte Laura.

Die beiden waren Ende zwanzig und arbeiteten in Anwaltskanzleien. Laura wirkte etwas exzentrisch, sie hatte zahlreiche Piercings in den Ohren. Filomena war mädchenhafter, aber ebenso entspannt wie Laura – ein bisschen hippiemäßig – und echt lustig. Sie erinnerten mich an meine Freundinnen in Seattle. Ich fühlte mich wohl.

Laura sprach besser Englisch als Filomena. Als sie mich ausfragte, erzählte ich ihr, dass ich Gitarre spiele, meine aber nicht nach Perugia mitnehmen konnte.

»Oh, ich habe eine«, sagte Laura. »Die kannst du jederzeit benutzen.«

Und als ich sagte, ich mache Yoga, erwiderte sie: »Wow, kannst du es mir beibringen? Das wollte ich schon immer lernen.«

»Das Jazz- und das Schokoladenfestival werden dir gefallen«, fügte Filomena hinzu. Sie bot Deanna und mir frische Feigen aus dem Garten an.

Sie sagten, sie hätten auch schon mit anderen Bewerbern gesprochen. Ein Typ, den sie als »total verklemmt« bezeichneten, sei interessiert gewesen, bis er herausbekam, dass sie rauchten – Zigaretten und Marihuana. »Geht das klar für dich?«, fragte Filomena.

»Ich komme aus Seattle. Ich seh das locker«, antwortete ich.

»Ich rauche keine Zigaretten, aber bei einem Joint bin ich dabei.« Kurz darauf drehten sie einen und reichten ihn herum.

Ich inhalierte tief und entspannte mich beim vertrauten Brennen in der Brust. Ich hatte Glück – und ich war sehr zufrieden mit mir. Sechstausend Meilen von zu Hause entfernt und ohne die Hilfe meiner Mutter oder meines Vaters hatte ich das nächste Kapitel meines Lebens unter Dach und Fach gebracht. Ich hatte diese wunderbare Unterkunft gefunden und würde so leben wie eine Einheimische – Laura, Filomena und ihre vier Nachbarn im Untergeschoss waren alle Italiener.

»Es gefällt mir total gut«, sagte ich. »Morgen bringe ich meine Anzahlung vorbei. Sobald ich an einen Geldautomaten komme.« Bevor wir gingen, machte Deanna noch ein Foto von Laura, Filomena und mir an der Haustür. Lächelnd hatten wir uns die Arme um die Schultern gelegt.

Nachdem wir alles erledigt hatten, brachen Deanna und ich zu Tante Dolly nach Hamburg auf. Ich konnte mir vorstellen, dass das letzte Zimmer vermietet sein würde, wenn ich Mitte September zurückkehrte. Laura und Filomena hatten gesagt, am liebsten wäre ihnen eine weitere Frau; vor allem legten sie aber Wert darauf, jemanden zu finden, der unkompliziert war und sich gut einfügte. Ich mochte sie so gern, dass ich wusste, ich würde mit jedem zurechtkommen, den sie aussuchten.

Etwa eine Woche nach meiner Abreise schickten mir Filomena

und Laura eine E-Mail, in der sie mir mitteilten, dass eine britische Austauschstudentin namens Meredith Kercher einziehen würde. Sie schrieben, sie sei ruhig und nett – aus der Nähe von London. Und sie drängten mich, bald zurückzukommen, damit wir »losfeiern« könnten.

Ich konnte es kaum erwarten, wieder nach Perugia zu fahren. Aber mein erster Ausflug dorthin hatte mir auch einen Dämpfer versetzt. Ein paar Tage nach unserer Ankunft in Deutschland bildete sich ein gigantisches Fieberbläschen auf meiner Oberlippe, von dem Dolly und ich annahmen, dass es Herpes sein müsse – von Cristiano. Mir war es äußerst peinlich, dass Dolly mit mir zur Apotheke gehen musste, um herauszufinden, wie das Ding zu behandeln war. Ich konnte es nicht fassen – da hatte ich einmal in meinem Leben etwas Wildes gemacht, und peng! Ich hatte eine spontane Entscheidung getroffen, und jetzt würde ich ein Leben lang dafür bezahlen müssen.

Die Vorstellung, dass ich nun immer Medikamente einnehmen musste, deprimierte mich. Noch beschämender war, dass ich ab sofort möglichen Partnern würde erklären müssen, dass ich vielleicht ein Risiko war. Ich machte mir das Leben schwer, doch nach ein paar Tagen und sehr vielen Selbstgesprächen beruhigte ich mich. Fieberbläschen sind nicht tödlich. Ich schwor mir, in Zukunft vorsichtiger zu sein. Nach dem Glücksfall mit der Villa hatte ich eben eine Pechsträhne gehabt. Ich sagte mir, wenn nichts Schlimmeres passieren würde, käme ich damit zurecht.

*September 2007,
Perugia, Italien*

Ich lernte Meredith am 20. September 2007 kennen, an dem Tag, als ich in der Via della Pergola 7 einzog. Sie war zur Hälfte indischer Abstammung und eine exotische Schönheit, eine Britin, die im Hauptfach Europawissenschaften studierte. In dem einen Monat in Perugia hatte sie sich bereits einer Gruppe Engländerinnen angeschlossen. Als sie plaudernd bei mir im Türrahmen stand, während ich auspackte, begriff ich, warum das so schnell hatte gehen können. Sie war freundlich und entgegenkommend. »Komm doch heute Abend mit und lern meine Freundinnen kennen«, sagte sie. »Ich zeige dir alles, was ich in Perugia schon kenne. Es wird dir hier gefallen.« Meredith und ich, die neuesten und jüngsten Mitbewohnerinnen, hatten vieles gemeinsam. Wir waren beide Kinder geschiedener Mittelschichts-Eltern, und mit einundzwanzig war sie nur ein Jahr älter als ich. Wir hatten uns beide mächtig angestrengt, damit wir dieses Jahr in Italien verbringen konnten. Jetzt, da ich endlich am Ziel war, schienen sich die vielen Arbeitsstunden in Seattle – früh am Morgen als Kellnerin, bis spätabends für einen Partyservice am Ort, dazwischen das Training einer Mädchen-Fußballmannschaft – auf jeden Fall gelohnt zu haben. Meredith mochte Italien schon als Kind und war am Boden zerstört gewesen, als ihre Universität sie für das Auslandsprogramm abgelehnt hatte, doch sie hatte Widerspruch gegen diese Entscheidung eingelegt und gewonnen. Vielleicht waren wir beide deshalb so versessen auf diese einmalige Erfahrung.

Als ich an jenem ersten Tag mit Meredith sprach, war ich er-

schrocken, wie wenig ich doch über Perugia wusste. Ich ging davon aus, dass Meredith und ich zusammen die Ausländeruniversität besuchen würden, aber sie war an der staatlichen Universität von Perugia eingeschrieben. Ich konnte kaum glauben, dass ich mich so auf mein eigenes Programm eingeschossen und dabei eine Hochschule am Ort mit sage und schreibe vierunddreißigtausend Studenten übersehen hatte – nur zehn Minuten Fußweg von unserer Villa entfernt. Ich hätte alles darüber herausfinden können, wenn ich mir nur die Mühe gegeben hätte, bei Google nachzuforschen. Doch ich hatte mir ein derart klischeehaftes Bild von Perugia als einer ruhigen, beinahe klösterlichen Stadt zurechtgelegt. Wie sich herausstellte, waren mehr als ein Viertel der Bevölkerung Studenten, und auch wenn Perugia über ein Jahrtausend älter und viel malerischer ist als zum Beispiel Ann Arbor oder Berkeley oder Chapel Hill, ist es doch eine Universitätsstadt wie diese. Und so hatte die Realität schon am ersten Tag meine Erwartungen über den Haufen geworfen.

Merediths Freundinnen, die ich beim Abendessen traf, fügten sich in das Bild der zurückhaltenden britischen Art. Bestimmt kam ich ihnen wie eine typische, laute Amerikanerin vor. Ich war energisch und nahm kein Blatt vor den Mund, selbst nach den unkonventionellen Maßstäben von Seattle. Und ich war wohl lauter, als ich sein wollte. Während wir im Restaurant Wein tranken und Pizza aßen, stimmte ich einen Song an, der damals angesagt war. Doch was in Seattle Gelächter auslöste, traf in Perugia auf verlegene Blicke. Mir war nicht in den Sinn gekommen, dass die Marotten, die meine Freunde zu Hause reizend fanden, Menschen tatsächlich abstoßen konnten, die Abweichungen eher kritisch betrachteten. Jemand, der gesellschaftlichen Normen angepasster gewesen wäre, hätte wahrscheinlich gemerkt, dass unreifes Getue hier nicht gut ankam. Ich war froh, dass ich zu Hause mit Laura, Filomena und Meredith abhängen konnte. Obwohl Meredith auf jeden Fall etablierter und ernster war, als ich es je sein würde, und Laura

und Filomena älter und gebildeter waren, fühlte ich mich in ihrer Gesellschaft wohl. Sie akzeptierten mich anscheinend von Anfang an.

In meinem ersten Monat in Perugia verbrachte ich mehr Zeit mit Meredith als mit anderen. Ich mochte sie sehr, und sie schien gern mit mir zusammen zu sein. Schon jetzt konnte ich mir vorstellen, dass wir per E-Mail in Kontakt bleiben würden, wenn unser Jahr im Ausland abgelaufen war. Vielleicht würden wir uns irgendwann sogar in unseren Heimatstädten besuchen.

An der staatlichen Universität von Perugia fing das Semester früher an als an der Ausländeruniversität, daher war Meredith an meinem ersten vollen Tag in Perugia schon in einem Seminar. Ich machte mich allein auf Entdeckungsreise und suchte das kleine Café auf, in dem Deanna und ich Ende August alle unsere Mahlzeiten eingenommen hatten; es war das einzige, das mir vertraut war. Ich wollte den großen, gutmütigen Kellner mit angehender Glatze wiedersehen, der unsere lächerliche Mischung Espresso + Milch + Schokolade rausbekommen hatte. Seinen Namen wusste ich nicht mehr, doch wenn man irgendwo hinkommt und niemanden kennt, ist man dankbar für jeden netten Kontakt. Es stellte sich jedoch heraus, dass er nicht mehr dort war. Sein Nachfolger, ein athletisch gebauter Typ, ungefähr in meinem Alter, hieß Mirko. Er hatte schwarze Haare, blaue Augen und ein breites Grinsen. Ich erzählte ihm, ich sei neu in der Stadt, Studentin. Er erwiderte, ihm liege Arbeit mehr als Lernen. Als ich wieder nach Hause ging, hatte ich das leise Gefühl, mich ein bisschen verknallt zu haben.

Während der ruhigen Zeit vor Semesterbeginn ging ich gelegentlich nachmittags im Café vorbei, um Latte macchiato oder ein Glas Wein zu trinken und ein bisschen zu flirten. Nach meiner fieberbläscherzeugenden Rumknutscherei mit Cristiano war das nett und unschuldig.

Mein bevorzugter Zeitvertreib war der alte italienische Brauch eines ausgedehnten, entspannten Mittagessens zu Hause. Me-

redith und ich aßen mit Laura und Filomena zusammen, die ihre Kostümröcke gegen kurze Hosen austauschten und den Fernseher einschalteten. Ihre Seifenoper war für mich nur Hintergrundgeräusch. Ich bin absolut kein Fernsehfreak, erst recht kein Fan von Serien, aber ich fand es witzig, dass die genauso klangen wie jede beliebige amerikanische Soap. Obwohl ich nur eins von fünf Wörtern verstand, konnte ich trotzdem der Handlung folgen. *Mit WEM hast du geschlafen? Komm, wir hauen zusammen ab!* Auch Fernsehserien, so lern-te ich, sind eine Weltsprache.

Wenn Filomena und Laura wieder zur Arbeit gingen, sonnten Meredith und ich uns auf der Terrasse. Sie las Krimis. Ich brachte mir auf der Gitarre Beatles-Songs bei. Sie sagte, das erinnere sie daran, wie sie und ihre ältere Schwester immer den CD-Player laut gestellt und mitgesungen hatten.

Mir gefiel unser unbeschwertes Beisammensein. Wir erzählten uns etwas über unser Leben zu Hause und was wir nach dem Abschluss vorhatten. Sie sagte, sie wolle vielleicht den Beruf ihres Vaters ergreifen und Journalistin werden. Sie lieh mir Kleidungsstücke – ihre feminine Aufmachung passte eher zu Perugia als meine alten Jeans und jungenhaften T-Shirts –, und sie korrigierte mein arg fehlerhaftes Italienisch. Vor Semesterbeginn an der staatlichen Universität von Perugia hatte Meredith einen Monat lang einen Kurs an der Ausländeruniversität besucht, um ihre Sprachkenntnisse zu verbessern. Ich machte sie mit neuer Musik bekannt und hörte mir ihre Geschichten über ihre Familie an, besonders die über ihre Mutter, deren schlechter Gesundheitszustand Meredith solche Sorgen machte, dass sie nicht ohne ihr englisches Handy zur *bottega* an der Ecke ging.

Ich erzählte ihr von meinen Eltern und Stiefeltern – dass mein Vater seit meiner Kindheit mit Cassandra zusammen war und meine Mutter ihren Mann Chris kennengelernt hatte, als ich zehn war.

Und wir hielten es wie alle Mädchen – wir sprachen über die

Jungs, die uns in Perugia gefielen, und über die, die wir zurückgelassen hatten. Ich berichtete ihr davon, wie sich mein Flirt mit Mirko entwickelte, und von DJ, meinem Ex-Freund aus Seattle. »DJ und ich waren acht Monate zusammen«, sagte ich. »Wir haben Schluss gemacht, weil ich hierhergekommen bin und er für ein Jahr nach China gehen wollte.«

»Wie ist er denn so?«, fragte Meredith.

»Total abgedreht«, erwiderte ich. »Er hat einen Irokesenschnitt, trägt so einen schäbigen roten Kilt und läuft nur barfuß, außer wenn er klettern geht. Dann zieht er eine kurze Hose und Schuhe an. Echt, ich schwör's.«

Meredith lachte. »Klingt, als wäre er so wie du. Glaubst du, ihr kommt wieder zusammen?«

»Keine Ahnung«, sagte ich. »Und was ist mit dir? Hast du einen Freund?«

»Ich hatte was ziemlich Ernstes mit einem Typen«, erwiderte Meredith. »Wir waren ein paar Monate zusammen. Ich empfinde viel für ihn, aber ich bin zu jung für etwas Festes. Ich habe noch zwei Jahre Studium vor mir. Wir haben Schluss gemacht, kurz bevor ich nach Italien ging.«

»Man will sich schließlich nicht schon mit Entscheidungen belasten, solange man das Leben noch ergründen muss.«

Wir bestärkten uns mit zustimmendem Lächeln und billigem Rotwein aus der Gegend.

Meredith und ich machten viel Alltägliches zusammen – Einkäufe und andere Besorgungen. Sie bat mich, Schnappschüsse von ihr vor ihrem Panoramafenster zu machen. »Meine Familie soll die Aussicht aus meinem Zimmer sehen«, sagte sie.

An einem Nachmittag, als ich in der Innenstadt einen Vintage-Laden entdeckte, war ich so aufgeregt, dass ich sofort nach Hause ging und Meredith mitnahm, so wie ich es sonst mit Brett oder Madison gemacht hätte.

»Diese Teile sind definitiv ausgefallener, als ich es gewohnt bin«, sagte Meredith, »aber sie sind geil.« Sie probierte dies und das an, trat aus der Umkleidekabine, um sich damit zu

zeigen und Rat einzuholen, wo sie es anziehen könnte. Schließlich kaufte sie ein funkelndes, silbernes Vintage-Kleid, das sie zu Silvester in London anziehen wollte.

Natürlich ergab es sich, dass Meredith und ich uns näherstanden als unseren Mitbewohnerinnen – wir versuchten beide, eine Stadt und eine Sprache kennenzulernen, die wir nicht kannten. Filomena und Laura waren langjährige Freundinnen, älter, sie hatten das Studium beendet, und sie waren Italienerinnen. Perugia war für sie nichts Neues.

Während ich auf den Beginn des Semesters wartete, versuchte ich, Italienisch zu lesen, und probierte neues Vokabular aus, wann immer es sich ergab. Ich ging zum Coop, einem Supermarkt an der Piazza Matteotti, sammelte meine Waren ein und ging an die Kasse. »Busta?«, fragte die Kassierererin mich.

Das Wort kannte ich nicht. *Hieß es Umschlag? Fragte sie mich, ob ich Umschläge kaufen wollte?* Die Leute hinter mir in der Schlange begannen nervös von einem Fuß auf den anderen zu treten. Ich wollte schon verneinen, aber sie sah mir meine Verwirrung an und wedelte mit einem Einkaufsbeutel vor meiner Nase herum. »Busta?«

Ich wurde rot. »*Si, si, busta. Grazie. Scusa*«, sagte ich.

Ich wusste, dass es mir nicht peinlich sein sollte, aber ich wollte nicht wie eine Touristin angesehen werden. Ich wollte nicht auf meine mangelnden Sprachkenntnisse aufmerksam machen.

Allerdings ließ ich mich durch meine Fehler nicht davon abhalten, meine Nachbarschaft ein bisschen besser kennenzulernen. Jedes Mal, wenn ich ins Internetcafé ging, um mit DJ zu skypen oder online mit meiner Mutter zu plaudern, redete ich mit Spyros, dem Mann, der es führte. Er war Grieche und Ende zwanzig, und wir sprachen über dieselben Dinge, um die es sich auch bei meinen Unterhaltungen mit Kommilitonen drehte – hauptsächlich unsere Vorstellungen und Unsicherheiten. Gnädig ließ er mein holpriges Italienisch über sich ergehen. Das war ein bisschen anders als zu Hause, wo Laura und

Filomena meine sprachlichen Ausrutscher unterhaltsam fanden und sich darüber amüsierten. Ein paarmal in der Woche hing ich im Café mit Mirko ab, und wir sprachen über unsere Pläne und unsere jeweilige Wesensart. Ich: ernst, albern, Frühaufsteherin. Er: verspielt, lässig, Nachteule.

An einem Nachmittag fragte ich ihn: »Weißt du, wo ich hier Musik live hören kann?«

»Nein, ich steh auf Sport«, sagte er. »Magst du Inter?« – Mailands beliebte Fußballmannschaft.

»Ich spiele lieber selber Fußball, statt zuzuschauen. Ich war Verteidigerin in einer erstklassigen Mannschaft«, sagte ich. Ihm war anzusehen, dass er mich in einer kirchlichen Kindermannschaft vor sich sah.

»Bist du gut?«, fragte er.

»Kennst du den Ausdruck ›schlau wie ein Fuchs?«, fragte ich.

»Das war ich – schnell und zielstrebig hab ich eine Lücke gefunden und den Ball geklaut. Meine Mitspielerinnen gaben mir den Spitznamen Foxy Knoxy.«

Als ich das nächste Mal ins Café ging, sah ich ihm bei der Arbeit zu und suchte nach Anzeichen für eine Verbindung zwischen uns. Im Hintergrund lief Musik – populäre Tanzmusik von einem lokalen Sender. »Magst du Musik?«, fragte ich.

»Ich tanze gern«, antwortete er. »Und du?«

War er etwa ein niveauloser Partyhengst? Das wollte ich doch nicht hoffen.

»Ich singe lieber, und Gitarre spiele ich auch«, erwiderte ich.

Vielleicht waren wir an einen toten Punkt gelangt. Dann sagte Mirko: »Ich dachte da an einen Laden, der dir wirklich gefallen würde – da gibt's Pizza.«

»Lass uns irgendwann hingehen«, schlug ich vor und dachte: *Kaum zu fassen, dass ich ihm gerade ein Date angeboten habe.*

»Wie wär's mit heute?«, fragte er. »Ich habe um fünf Schluss.«

Ich war aufgeregt. Mirko war nett, locker und hatte Interesse an mir.

Als ich zurückkam, zog er gerade seine Schürze aus. Wir gingen

über den Corso Vannucci, Perugias Haupteinkaufsstraße, und bogen in eine ruhigere Seitenstraße mit Läden und Restaurants ab. Vor der Pizzeria stand schon eine Schlange von Leuten, die auf einen Tisch warteten.

»Möchtest du bei mir essen?«, fragte Mirko. »Wir können uns einen Film anschauen.«

»Klar«, erwiderte ich und bekam zugleich einen Schreck. Das lag an der Gewissheit, dass wir Sex haben würden – dass unser Flirt die ganze Zeit darauf abgezielt hatte.

Wir überquerten mit unseren Pizzakartons die Piazza Grimana neben der Ausländeruniversität, kamen an einem Park vorbei und erreichten schon bald am Ende einer Kiesauffahrt Mirkos Haus.

»Ich wohne hier mit meiner Schwester«, sagte er mir.

Während des Essens an seinem Küchentisch überschlugen sich meine Gedanken. War ich so schnell schon wieder bereit für ein neues Sex-Abenteuer? Das mit Cristiano bereute ich noch immer.

Aber ich hatte darüber nachgedacht, was Brett und meine Freundinnen an der University of Washington sagten. Ich sah sie förmlich vor mir, wie sie die Augen verdrehten und sagten: »Hallooo, Amanda? Sex hat man aus Spaß an der Freud.«

In meiner Generation hatte man einfach Gelegenheitssex.

Ich hatte nicht das Gefühl, dass ich mich mit meiner Einstellung zu Sex von allen anderen in unserer Wohnung unterschied. Ich wusste, dass Meredith seit ihrem festen Freund in England mit niemandem zusammen gewesen war. Filomena hatte einen festen Freund, Marco. Und während Laura mit einem Typen ging und schlief, den sie nett fand, aber für zu anhänglich hielt, sprach sie sich für Seitensprünge aus.

Von Anfang an redeten wir vier offen über Sex und Beziehungen.

Laura predigte Meredith und mir, wir sollten einfach unseren Spaß haben. Filomena war etwas zugeknöpfter. Sie konnte nicht verstehen, dass DJ und ich noch Freunde waren – und

nicht mehr als das – und uns trotz unserer gemeinsamen Geschichte gegenseitig per Skype über unsere Romanzen in Kenntnis setzten.

Ich betrachtete Mirko, während er mir gegenüber seine Pizza verschlang. Er gehörte zu dem kleinen Kreis vertrauter Gesichter, den ich mir in Perugia geschaffen hatte. Er war nett.

Beim Essen redeten wir nicht viel. Ich trödelte und stellte ihm die üblichen Fragen zu seiner Person. Er wich aber aus und fragte: »Welche Filme magst du?«

»Alles, was nicht gruselig ist«, erwiderte ich. »Ich würde mir echt gern einen klassischen italienischen Film anschauen.«

»Ich habe einen lustigen auf DVD«, sagte er.

Der Fernseher stand natürlich in seinem Schlafzimmer.

»Es ist ein bisschen kalt. Komm, wir kriechen unter die Decke«, flötete er.

Ich folgte ihm – vollständig bekleidet, bis auf meine Turnschuhe.

Der Film war so kindisch, dass ich ihm kaum Beachtung schenken konnte. Außerdem war ich mit der Frage beschäftigt, wie der Abend wohl weitergehen würde. Ich mochte Mirko, kannte ihn aber nicht. Er war attraktiv, und sein Selbstvertrauen war bezaubernd. Sein Filmgeschmack war allerdings schlecht. *Affären hat man eben*, sagte ich mir.

Als der Film zu Ende war, schaltete Mirko den Fernseher aus. Ohne ein Wort beugte er sich zu mir und küsste mich. Ich erwiderte seinen Kuss. Okay.

Sobald es vorbei war, zog ich mich leise an. Ich fragte mich, was ich von meiner neu gefundenen Freiheit halten sollte. Ich war stolz auf diese Erfahrung von unverbindlichem Sex in gegenseitigem Einvernehmen, fühlte mich aber zugleich verlegen und fehl am Platz. Ich wusste noch nicht, ob ich die Sache bereuen würde oder nicht. Auch konnte ich nicht vorhersehen, dass mein privates, zweifelhaftes Experiment publik werden und mich damit ins Verderben stürzen würde. »Tut mir leid«, sagte er. »Aber du musst jetzt gehen. Meine Schwester kommt

bald nach Hause. Ich bringe dich zur Ausländeruniversität. Von da aus findest du allein nach Hause.«

Schweigend gingen wir am Park vorbei. An der Universität küsste er mich zum Abschied auf beide Wangen – in Italien die typische Begrüßungs- und Abschiedsgeste unter Freunden und Bekannten, genauso unromantisch wie ein Handschlag in Amerika. »Das sollten wir wiederholen«, sagte er. Ich nickte, verblüfft über die widersprüchlichen Emotionen, die in mir herumspukten.

Ich ging allein zur Villa zurück, beschwingt und niedergeschlagen zugleich.

Am nächsten Morgen erzählte ich meinen Mitbewohnerinnen, dass ich mit Mirko geschlafen hatte. »Ich bin hin- und hergerissen«, sagte ich. »Es hat Spaß gemacht, aber es war komisch, dass uns so gar nichts miteinander verbindet. Liegt das bloß an mir?« Laura erlöste mich. »Du bist jung und für alles offen. Mach dir keine Sorgen.«

Danach ging es mir ein bisschen besser.

Ein paar Tage später schaute ich im Café vorbei, und Mirko lud mich wieder zu sich ein. Ich schob meine widerstreitenden Gefühle beiseite und willigte ein. Als wir uns auf den Weg machten, lächelte er mich an und fragte mich, wie es an der Uni laufe.

»Gut«, sagte ich. »Und wie geht's mit der Arbeit?«

»Ziemlich lahm, da die Touristensaison vorbei ist.«

Wir hielten uns nicht an den Händen.

Ich folgte Mirko über die Kiesauffahrt zu seinem Haus. Am liebsten wäre ich umgekehrt, brachte es aber irgendwie nicht fertig. Auf einmal war ich in seinem Haus. Mirko schob mich bis an sein schmales Doppelbett. Doch als er mir die Hand in die Jeans schob, sträubte ich mich. »Ich muss gehen«, sagte ich. Ohne den Grund zu nennen, streifte ich mir einfach mein T-Shirt über und verließ das Haus. Ich fühlte mich weder frei noch weltgewandt, sondern verspürte einen Anflug von Bedauern.

Danach war ich zu beschämt und verlegen, um noch einmal in das Café zu gehen. Stimmt etwas nicht mit mir? Oder lag es an ihm? Jedenfalls konnte ich es nicht ertragen, ihm wieder über den Weg zu laufen.

Ich war allein mit Meredith, als ich ihr erzählte, dass ich vor Mirko geflohen war. »Ich komme mir blöd vor.«

»Amanda«, sagte sie tröstend, »vielleicht ist unverbindlicher Sex einfach nichts für dich.«

Monate später behaupteten Merediths Freundinnen, unsere Mitbewohnerinnen und besonders der Staatsanwalt, unsere Beziehung habe sich verschlechtert – wir hätten über Männer, mein Verhalten und Geld gestritten. Das stimmte nicht. Meredith und ich hatten nie Auseinandersetzungen. Wir lernten uns einfach nur kennen, und ich fand, dass wir in kurzer Zeit eine angenehme Vertrautheit entwickelt hatten – ein Prozess, der wahrscheinlich schneller verlief, weil alles um uns herum neu und fremd war. Wir wohnten zusammen in einem Haus, nahmen gemeinsam Mahlzeiten ein und teilten uns ein Bad. Ich behandelte Meredith wie eine Vertraute. Sie begegnete mir mit Respekt und Humor.

Die einzige peinliche Interaktion hatten wir, als Meredith mir freundlich die Nachteile italienischer Klos erläuterte.

Ihr Gesicht war etwas angespannt vor Verlegenheit, als sie zu mir ins Zimmer kam und sagte: »Amanda, tut mir leid, wenn ich das ansprechen muss. Ich weiß nicht, ob es dir aufgefallen ist, aber bei unseren Toiletten musst du wirklich jedes Mal die Bürste benutzen.«

Die Sache war mir furchtbar peinlich. Ich wusste, wie unangenehm es Meredith war, sie überhaupt zu erwähnen. Mir wäre es genauso gegangen. »O mein Gott, das tut mir leid. Ab jetzt werde ich immer genau hinschauen und dafür sorgen, dass ich alles sauber hinterlasse.«

Wir lachten ein wenig nervös. Wir wollten uns beide nicht zu nahetreten.

Im Rahmen der jährlich stattfindenden Eurochocolate Mitte Oktober füllten zwei Wochen lang Zelte und Tische alle Plätze rund um den Corso Vannucci. Die ganze Stadt duftete nach Schokolade. Laura erzählte mir, dass zu diesem Anlass Schokoladenskulpturen hergestellt wurden. Das geschah am frühen Morgen, daher ging ich am nächsten Tag zur Piazza IV Novembre, um es mir anzusehen. Die Künstler begannen mit einem Schokoladenblock von der Größe eines Kühlschranks. Die abgemeißelten Stücke sammelten Helfer in kleine Plastiktüten, die sie in die lärmende Menge warfen. Als ein Schokoladenbrocken mit dem Gewicht eines Großwörterbuchs herabfiel, kreischten die Zuschauer und streckten die Hände über die Absperrung. Ich war kleiner als die meisten, die um mich herumstanden, aber ich sprang auf und ab und schrie: »*Mi, mi, mi!*«

Ich war erstaunt, als der Helfer mir den Brocken in die Hände drückte. Die Leute griffen danach, zupften kleine Stücke ab, während ich mich aus der Menge löste. Auf schnellstem Wege eilte ich nach Hause, damit der Block nicht an meinem T-Shirt schmolz. Ich lud ihn auf dem Tisch ab und sagte: »*Voilà!*« Später versuchten Meredith und ich, aus meinem Gewinn das Toll-House-Rezept für Schokoladenplätzchen nachzubacken, wobei wir uns nur auf Vermutungen und Erinnerungen stützten.

An einem anderen Nachmittag besuchte ich das Festival zusammen mit Meredith. Ich schaltete die Videokamera in meinem Handy ein und ahmte eine Fernsehjournalistin nach. »Sagen Sie, Meredith, wie geht es Ihnen hier beim Festival Eurochocolate?«

Meredith lachte und sagte: »Nein, nein, nicht filmen!« Sie schob die Kamera beiseite. Sie wollte nicht im Zentrum der Aufmerksamkeit stehen.

Wir hatten beide nicht das Gefühl, weit gehen zu müssen, um nette Gesellschaft zu haben. An den meisten Tagen kamen drei der vier Jungs, die unten wohnten, Giacomo, Stefano, Marco

und ein anderer Freund, Giorgio, während des Mittagessens vorbei. Auch nach dem Abendessen waren sie da; gemeinsam tranken wir einen Espresso und rauchten fast immer einen Joint. Sie waren ein paar Jahre älter als Meredith und ich und für uns große Brüder und schamlose Flirts gleichermaßen. Alle vier stammten aus den Marken, der ländlichen Gegend im Osten Perugias, und studierten an der staatlichen Uni. Bei uns saßen sie herum, bekifften sich und schwafelten über Fernsehserien und Gameshows, Filme, Musik – nichts Besonderes. Von den vieren war Giacomo, groß und stämmig wie ein amerikanischer Football-Spieler mit Ohrpiercings, wirrem Haar und Rehaugen, der Ruhigste und Schüchternste. Er spielte Bass, studierte Spanisch und sprach besser Englisch als seine Mitbewohner. Wenn die Jungs weder zu Hause noch oben in unserer Wohnung oder in der Uni waren, spielten sie oft Basketball an der Piazza Grimana. Eines Tages fragte ich in der Hoffnung, Mitspieler für Tackle Football zu finden, den ich mit meinen Freunden an der University of Washington gespielt hatte, ob ich mit ihnen Körbe werfen könnte. »Klar«, sagten sie. Doch als ich hinkam, merkte ich, dass sie davon ausgegangen waren, ich wollte ihnen nur beim Spiel zusehen. Auch in dieser Hinsicht hatte meine Erziehung in Seattle mich nicht auf die Einschränkungen der großen weiten Welt vorbereitet.

Marihuana war in unserem Haus so normal wie Pasta. Ich selbst habe nie etwas gekauft, aber wir haben alle etwas beige-steuert. Für mich hatte es nur etwas mit Geselligkeit zu tun, allein würde ich es nie rauchen. Ich wusste nicht einmal, wie man einen Joint dreht, und versuchte es einen ganzen Abend lang. Ich hatte es sowohl in Seattle als auch in Perugia oft gesehen, aber es war kniffliger, als ich dachte. Laura beaufsichtigte meine Bemühungen und gab mir Tipps, als ich den Tabak und das Gras dosierte und versuchte, die Mischung in eine rauchbare Tüte zu drehen. Ich habe es an dem ersten Abend nicht geschafft, erntete aber eine Runde Applaus für den Versuch.

Filomena oder Laura machten ein Foto von mir, wie ich den Joint zwischen Zeige- und Mittelfinger halte, als wäre er eine Zigarette und ich ein Pin-up-Girl aus den fünfziger Jahren mit Schmolmund.

Ich war bloß albern, doch dieses Zerrbild von mir als Sexbombe würde schon bald um die Welt gehen.